

Markus Schiefer Ferrari, Hans Mendl,
Georg Langenhorst, Ludwig Sauter (Hg.)

Leben lernen

Menschliche Ausdrucksformen
als Lernperspektiven im Religionsunterricht

Festschrift
für Ludwig Rendle

Verlag LUSA · Babenhausen

sehen

Georg Langenhorst

Der Glaube kommt vom Hören, gewiss. „Höre Israel!“ (Dtn 6,4), so beginnt das jüdische Glaubensbekenntnis. Und tatsächlich erweist sich die biblische Offenbarungsgeschichte von Anfang bis Ende als Abfolge von göttlicher Rede und menschlichem Hören (oder Weghören), von göttlicher Vorgabe und menschlichem Gehorsam (oder Ungehorsam). Dieses Primat des Hörens bestätigt sich auf ganz anderer Ebene auch religionspädagogisch: Von Gott, von der Bibel, vom Glauben sollten Kinder hören, lange bevor sie das Gehörte in Bildern vertiefen oder über Schrift und in Tat selbst nachvollziehen.

Das *Sehen* scheint dem Hören gegenüber biblisch zurückzutreten, mehr noch: es steht grundsätzlich unter Verdacht. Gott kann und darf man nicht schauen. Bilder werden verdächtigt, den Zugang zu Gott eher zu verstellen als zu ermöglichen. Wie kann da das Sehen eine der Grundlernformen des Glaubens sein?

1. SEHEN?

EIN BIBLISCHES PANORAMA

Dass sich die biblische Wirklichkeitssicht von der Weltdeutung der griechischen Philosophie und Kultur radikal unterscheidet, wird in vielen Bereichen deutlich. So auch im Blick auf die „Hierarchie der Sinne“: Für *Aristoteles* stand fest, dass dem Sehen das Primat der menschlichen Sinne zukommt, weit vor dem – wertend abgestuften – Hören, Riechen, Schmecken und Tasten. Diese Wertung hat die Bibel nie geteilt. Wohl aber kommt dem Sehen auch hier eine wichtige Rolle zu. Nur einige wesentliche Textbausteine einer biblischen Theologie des Sehens können hier in Erinnerung gerufen werden.

- Da enden die Beschreibungen der einzelnen Tage des siebentägigen Schöpfungswerkes wieder und wieder mit dem bestätigenden Gütesiegel: „Gott sah, dass es gut war“ (Gen 1).

- Doch nicht nur Gott sieht, auch die Menschen, und zwar ebenfalls von Anfang an: Was war die erste Wahrnehmung, der erste ästhetische Grundvollzug nach dem Sündenfall? „Sie sahen, dass sie nackt waren“ (Gen 3,7).
- Menschen sehen aber nicht nur einander, sondern eben doch auch Gott – wenngleich nur indirekt, in Symbol oder Gleichnis. Bei seiner Berufung zum Propheten sieht Mose den brennenden Dornbusch (Ex 3,3), aus dem sich ihm Gott redend offenbart.
- Ein Sprung ins Neue Testament: „Kommt und seht!“ (Joh 1,39), mit diesen Worten lädt Jesus seine ersten Jünger zur Nachfolge ein.
- Petrus, Jakobus und Johannes – die drei zentralen Jünger Jesu – sehen mit ihren eigenen Augen, wie Jesus verklärt wird (Mk 9).
- Nach seinem Tod „erschien“ Jesus seinen Jüngern, sie konnten ihn sehen, so in mehreren Texttraditionen bezeugt. Den Emmausjüngern etwa gingen beim Brotbrechen ihres Begleiters „die Augen auf und sie erkannten ihn“ (Lk 24,31) als auferweckten Christus.
- Im Buch der Offenbarung schließlich „sieht“ der visionär begabte Verfasser „einen neuen Himmel und eine neue Erde“ (Offb 21,1).

Viele weitere Perikopen könnten diese erste Sichtung ergänzen und ausdifferenzieren, wichtiger ist an dieser Stelle jedoch eine Bündelung von Grundzügen. Zentral für die Bibel: Sie bezeugt in breiter Vielfalt, dass das Sehen zu den Grundmodi der Gotteswahrnehmung gehört. Epiphanien, Verklärungen, prophetische und apokalyptische Visionen stehen für diese Tradition. Wahrnehmen-Lernen als Sehen-Lernen gehört so zu den Grundformen ästhetisch ausgerichteten religiösen Lernens.

Freilich: An keiner Stelle gehen Bibel oder kirchliche Tradition so weit zu behaupten, Gott ließe sich mit dem Sehsinn tatsächlich ganz und gar erkennen, objektiv und erschöpfend erfassen, sozusagen „einscannen“ und dadurch dingfest machen. Das Sehen Gottes bleibt immer unter jenem „eschatologischen Vorbehalt“, den Paulus im Brief an die Gemeinde in Korinth so benannt hat: „Jetzt schauen wir in einen Spiegel und sehen nur rätselhafte Umrisse, dann aber schauen wir von Angesicht zu Angesicht“ (1 Kor 13,12).

Nur so lässt sich erklären, warum die katholische wie die lutherische Tradition innerhalb des Dekalogs eine der dort genannten – ursprünglich nicht nummerierten – ethischen Weisungen nicht eigens zählen: „Du sollst dir kein Gottesbild machen“ (Ex 20,4). In diesen beiden Traditionen wird das Bilderverbot unter das Gesamtgebot „Du sollst neben mir keine anderen Götter haben“ subsumiert. Für diese beiden konfessionellen Traditionen ist klar, dass im Bild nicht Gott selbst aufscheint oder angebetet wird. In sakraler Kunst sehen wir nicht direkt auf das Göttliche. Es ist menschliche Kunst, in der sich Verehrung, Sehnsucht, Wunsch ausdrücken.

Diese Klärung ist vor allem deshalb bedeutsam, weil sie in zwei anderen christlichen Konfessionen so gerade nicht gilt: Sowohl die reformierte, als auch die orthodoxe Tradition setzen bis heute auf eine andere Tradition der Zählung der Zehn Gebote. Dort zählt das Bilderverbot als eigenes, dadurch grundlegend aufgewertetes Einzelgebot – numerisch erkauft um die Zusammenlegung anderer Gebote, um in der pädagogisch angeratenen Zehnzahl zu verbleiben. So wichtig also ist beiden das Sehen, freilich in entgegengesetzter Wendung: Die reformatorische Tradition deutet das Ansehen von Kunst als Ablenkung vom Göttlichen, als Abweichung vom allein zählenden Wort; die Orthodoxie feiert das – recht verstandene – Sehen als direkten Weg der Gotteserkenntnis. Das Sehen als Weg der Gotteserkenntnis: Bis heute ist es umstritten.

2. SEHEN ALS POSTMODERNER PRIMÄRSINN

Im Zeitalter der Postmoderne hat sich im Blick auf die Einschätzung der menschlichen Sinne eher Aristoteles als die Bibel durchgesetzt. Der in der Gegenwart vorherrschende Primärsinn zur Wahrnehmung von Wirklichkeit ist das Sehen, nicht das Hören. Ästhetisierung heißt in unserer Zeit vor allem Konzentration auf das Bild, die Bildfolge, die Bilderflut. Weder über Lesen noch über Hören erfolgt heute ein Großteil der Kommunikation und des Lernens, sondern über – ästhetisch aufbereitete und gestaltete – Bilder. Video, Internet, DVD, Powerpoint, Skype – die elektronischen Medien sprechen vor allem die Augen an. Schrift spielt dabei weiterhin eine Rolle, wird aber mehr und mehr ersetzt durch Bild und unterlegt mit Ton.

Eine Konsequenz: Die Kunst des verständnisgestaltenden Redens und des verstehenden Hörens geht zusehends verloren, SchülerInnen, Studierenden, Erwachsenen. Das mag man bedauern und beklagen, dem mag und soll man entgegensteuern – als Faktum ist es schlicht wahrzunehmen und pädagogisch umzusetzen. Es wird neu notwendig, neben dem Hören-Lernen das Sehen-Lernen als bewusst gestaltete Dimension religiöser Lehr- und Lernprozesse zu profilieren. Wie?

3. SEHEN-LERNEN –

SCHULUNG VON WIRKLICHKEITSSINN UND MÖGLICHKEITSSINN

Das Sehen kann im Blick auf zwei Zielrichtungen als eine Grundform religiösen Lernens betrachtet werden. Zum einen gilt es, die Wirklichkeit zu sehen, die Wahrnehmung zu schärfen für die Schöpfung und die Geschöpfe in ihrer Schönheit, in ihrem Elend. Eine umfassende Wirklichkeitswahrnehmung bleibt Grundlage allen Lernens, auch des religiösen. Neben die Wahrnehmung von *Wirklichkeit* tritt freilich die Wahrnehmung von *Möglichkeit*.

Zur Klärung des Verhältnisses dieser beiden Dimensionen hilft die Besinnung auf eine weitsichtige Unterscheidung von *Robert Musil*. Am Beginn seines zweitausendseitigen Jahrhundertromans „Der Mann ohne Eigenschaften“ (1930-43) stellt er eine Forderung auf, ohne deren Einlösung Literatur, Poesie – aber auch, von Musil unbenannt, Religion – undenkbar wären: „Wenn es Wirklichkeitssinn gibt, muss es auch Möglichkeitssinn geben“. Zunächst, so Musil, benötigen alle Menschen den „Wirklichkeitssinn“ – „und niemand wird bezweifeln, dass er seine Daseinsberechtigung hat“ (Musil 1987, 16). Wirklichkeitssinn, das ist ein Gespür für die Wahrnehmung und Deutung von Fakten, Tatsachen, Empirie. Dieser erste zu fördernde Sinn ist jedoch nur Grundlage für das, was das einzigartig Besondere von Literatur (und Religion) ausmacht.

Musil nennt dies den „Möglichkeitssinn“. Damit bezeichnet er die zentrale Fähigkeit, „alles, was ebensogut sein könnte“ wie das Bestehende, „zu denken, und das, was ist, nicht wichtiger zu nehmen als das, was nicht ist“. Das so benannte, fiktiv erahnte Mögliche könne man – so Musil weiter in erstaunlich theologischer Begrifflichkeit – sogar „die noch nicht erwachten Absichten Gottes“ nennen, denn es habe „etwas sehr Göttliches in sich, ein Feuer, einen Flug, einen Bauwillen und bewussten Utopismus, der die Wirklichkeit nicht scheut, wohl aber als Aufgabe und Erfindung behandelt“ (ebd.). Gerade das sensible Hören und visionäre Sehen dessen, was sein könnte, was möglich wäre, zeichnet also den Möglichkeitssinn aus. Menschen, bei denen dieser Möglichkeitssinn nicht geweckt und gepflegt wurde, werden einerseits nie einen Sinn für die Künste in all ihren Erscheinungsformen entwickeln, andererseits aber auch kaum einen Zugang zu Religion finden.

Das Sehen dient also zunächst dem Erfassen der genau wahrgenommenen Realität. Dann aber weitet es sich über das rein empirisch Fassbare hinaus in den Bereich von Visionen. Diese doppelte Dimension des Sehens hat religionspädagogische und konkret religionsdidaktische Konsequenzen. *Hubertus Halbfas* gab seinem symboldidaktischen Grundlagenwerk den sprechenden Titel „Das dritte Auge“ (1982). Darum also geht es religionspädagogisch: Sehen-Lernen mit den zwei Augen, in aller Klarheit und Weitsicht, aber daneben auch das „dritte Auge“ schulen, jenes symbolisch benannte andere Organ, das die andere, die verborgene Wirklichkeit und darüber hinaus den Kosmos der Möglichkeit erschließt. Keine Überraschung deshalb, dass das Sehen, etwa in Form der sorgsamten Betrachtung von Bildern der Kunstgeschichte, zu einem Grundelement einer jeden Symboldidaktik, einer jeden Entfaltung ästhetischen Lernens, einer jeglichen Darstellung „ganzheitlicher Methoden im Religionsunterricht“ (vgl. Burrichter in Rendle 2007) gehört.

Abschließend hier jedoch noch ein ganz anderer Gedanke: Die Besinnung auf das Sehen als Grundform religiösen Lernens darf nicht ihre Grundlage vergessen: den Gedanken des Gesehen-Werdens.

4. GESEHEN-WERDEN

Das Hauptwerk des irischen Bischofs und Theologen *George Berkeley* (1685-1753) kreist um den Gedanken des *esse est percipi*. Sein ist – ihm zufolge – nicht primär Wahrnehmen, Wahrnehmen-Können, sondern Wahrgenommen-Werden. Gegenstände oder Ideen werden nur durch Wahrgenommen-Werden, durch Gesehen-Werden real. Und Ähnliches gilt für den Menschen: Er wird dadurch zum Menschen, dass er wahrgenommen, dass er gesehen *wird*. Der Verweis auf Gott als letzte derartige Wahrnehmungsinstanz hat nichts zu tun mit jenem unheilvollen Erziehungskonzept früherer religionspädagogischer Vereinfachung im Sinne des drohenden „Der liebe Gott sieht alles“. *Esse est percipi* heißt: Weil Gott den Menschen *wahrnimmt* im Sinne von *annimmt*, deshalb und nur deshalb kann der Mensch selbst Dinge, die Schöpfung und andere Menschen wahrnehmen.

Diese theologisch-philosophische Erkenntnis spiegelt sich überraschend im Blick auf die Lebenssituation heutiger Jugendlicher. Ein Teil ihres Lebens lässt sich tatsächlich verstehen als ein Ringen um Gesehen-Werden. Offensichtlich fehlt vielen genau das: das Gefühl im Vielerlei der Postmoderne als Ich wahrgenommen zu werden und bestehen zu können, unabhängig von vorgeprägten Bewertungs- und Leistungskategorien. Eine erste Bestätigung für diese These stammt aus dem Bereich der Entwicklungspsychologie, die ja in den letzten 20 Jahren ganz neu ins Zentrum religionspädagogischer Theoriebildung gerückt ist. Ob die Forscher nun Kohlberg, Fowler oder Oser heißen, ob es sich um die Ursprungstheorien oder um deren kritische Weiterentwicklungen handelt – in einem zentralen Punkt stimmen sie überein: Kinder unterscheiden sich von Jugendlichen entwicklungspsychologisch vor allem in einem grundlegenden Perspektivenwechsel. Während das Kind *von sich aus* auf die Welt schaut und neue Erfahrungen in das immer weiter entfaltete innere Weltbild integriert, schauen Jugendliche vor allem darauf, wie sie *selbst von anderen* wahrgenommen werden.

Dabei ist es völlig egal, ob diese anderen den Jugendlichen tatsächlich wahrnehmen, entscheidend ist die imaginäre Vorstellung, von anderen wahrgenommen zu werden, konkret: die Vorstellung, wie man von anderen gesehen wird, als was man vor den anderen gilt. Dass vor allem die *peer-group* – oft genug die bloß eingebil-dete oder erwünschte – hierfür entscheidend ist, ist eine schon ältere Erkenntnis. Das sprachgeschichtlich mit *percipere* verwandte englische „to peer“ heißt ja nicht zufällig „starren, anschauen“. Die *peer-group* ist jene Gruppe, von der man angeschaut, wahrgenommen werden will. Deshalb stehen Jugendliche stundenlang selbstkritisch vor dem Spiegel, stylen sich, suchen sich – im eingebildeten Blick der „wichtigen Anderen“.

Drei weitere Beobachtungen zur Stützung dieser entwicklungspsychologischen Theorien:

- Die am meisten aufgerufenen Seiten im Internet sind die von *google earth*, bei denen man jeden beliebigen Ort aus Weltallperspektive betrachten kann. Innerhalb von *google earth* aber dominiert mit weitem Abstand der immer präzisere Blick auf die eigene Stadt, das eigene Dorf, das eigene Viertel, die Straße, das eigene Haus, die eigene Wohnung – zentral von außen, zentral von oben, sozusagen aus „göttlicher Perspektive“. Die kleine Lebenswelt von oben betrachten in der Utopie des Wahrgenommen-Werdens ...
- Ungezählte Jugendliche stellen *blogs* ins Netz: Dort schildern sie mit Liebe, erstaunlicher Ausdauer und oft genug mit beträchtlichem ästhetischen Gestaltungswillen ihren Alltag. Stunden am Tag. Schilderungen von äußerster Banalität. Und das alles, um wahrgenommen zu werden, um in der Illusion leben zu können, von unbekannt bleibenden Net-Usern betrachtet zu werden.
- Zahlreiche Fernsehshows, die auf jugendliche ZuschauerInnen abzielen, setzen gezielt die Vorstellung ein, einmal aus der Anonymität der Nichtbeachtung heraustreten zu können. Gesucht sind der Superstar, die Nachwuchssängerin, der Songschreiber, die Tänzerin ... – angelockt mit der Versprechung, jede und jeder habe das Zeug zum „Star“ in sich, gestaltet mit dem zentralen Reiz, einmal von Millionen gesehen zu werden ...

Das also fehlt vielen: ein Leben zu führen im Gefühl, gesehen und wahrgenommen zu werden, wichtig zu sein, gelten zu dürfen. Darf man so weit gehen zu folgern: Das also wäre Erlösungsbedürftigkeit heute – die Suche nach einem Ausweg aus dem Ringen um Beachtung und Anerkennung?

5. „... INNERLICH ANGESCHAUT ...“ (PETER HANDKE)

Sehen lernen, das heißt religionspädagogisch also zum einen die Weckung und Schulung von Wirklichkeits- und Möglichkeitssinn. Gerade in Prozessen explizit performativen Lernens lassen sich diese Dimensionen praktisch umsetzen. Zum anderen aber geht es um die Fähigkeit darauf aufmerksam zu werden, dass wir zuallererst Wahrgenommene, Angeschaute und darin Angesehene sind. Das erfordert von den Lehrenden eine feinfühligkeitsvolle Sicht auf ihre SchülerInnen, einen achtsamen Umgang mit ihnen: ihre Namen zu kennen; sie nicht als amorphe Masse wahrzunehmen, sondern als einzelne Menschen mit je eigener Lebensgeschichte; ihnen ohne alle falsche Anbiederung das Gefühl zu vermitteln, dass man sie schätzt, auch unabhängig von

Leistung und zufälliger Sympathie – all das sind Forderungen im Umgang, die im Alltagsgeschäft nicht leicht umzusetzen sind und trotzdem zum Habitus der ReligionslehrerInnen zählen müssen.

Auch inhaltlich kann man Akzente in die angezielte Richtung setzen, etwa indem man von Gott so redet, dass er als Wahrnehmender und Liebender erkannt werden kann, ohne ihn zum Kontrolleur oder Moralwächter zu verzerren oder auf anthropologische Kategorien zu reduzieren. Indem Texte und Bilder eingesetzt werden, die einerseits die Sehnsucht nach Wahrgenommen-Werden thematisieren, andererseits die Grundvorstellung des diese Sehnsucht stillenden jüdisch-christlichen Gottesbildes mit Leben füllen. Von einer solchen Sicht aus verschiebt sich der Blick auf das Wesen von Religion und gläubiger Existenz. Drei Blitzlichter aus der aktuellen Gegenwartsliteratur deuten an, was sich verändert.

Felicitas Hoppe – Jahrgang 1960, eine der führenden AutorInnen der mittleren AutorInnengeneration in Deutschland – bestimmt die Aufgabe religiösen Denkens und Suchens wie folgt: „Schließlich kommt es nicht darauf an, dass wir Gott nicht aus den Augen verlieren, sondern darauf, dass ER UNS nicht aus den Augen verliert. Das ist wohl die größte Angst von allen: Dass wir SELBST nicht mehr gesehen und gehört werden“ (Hoppe 2008, 22f.). In diesen Gedanken findet sich eine erstaunliche Parallele zu Aussagen von *Peter Handke* (*1942). In einem 2006 veröffentlichten Gespräch mit *Peter Hamm* sprach Handke – ganz Theatermensch – zunächst davon, dass das „Zuschauen“ etwas ist, „das wir alle brauchen“ (Handke 2006, 33f). Dann, überraschend, die religiöse Wendung des Gesprächs: Was wir brauchen ist eigentlich, „dass uns jemand zuschaut auf eine umfassende Weise, wie man sich eigentlich von Gott vorstellt“. Und weiter die Überlegung, „dass Gott eigentlich durch das Zuschauen“ wirkt, dass „das seine einzige Macht ist“. Aber was für eine! „Wenn wir uns gewärtig machten, dass Gott uns umfassend zuschaut, wären wir alle total besänftigt.“ Noch einmal anders gesagt: „Diese Wendung zu Gott ist, dass man sich innerlich angeschaut sieht“ (ebd.).

Eine erstaunliche Aufnahme der Gedanken von George Berkeley, den Hoppe und Handke freilich kaum kennen werden. *Esse est percipi* – das also könnte Erlösung sein: zu spüren, dass unser Sein durch das Gesehen-Werden, die Wahrnehmung und Annahme Gottes einen Sinn und eine Würde bekommt. *Kurt Marti* (*1921) – der Altmeister religiöser Gegenwartsliteratur – hat diese Hoffnung, diese Gewissheit in einem seiner jüngsten Texte verdichtet. 2007 erschienen seine gegen den Strich aller Religionskritik gebürsteten trotzigsten Gottesrühmungen unter dem Titel „DU“. Daraus eine Passage (Marti 2008, 9), die das Gesehen-Werden preist und in ihm eine letzte Geborgenheit

findet. Religiöses Lernen im Blick auf Sehen und Gesehen-Werden – es könnte münden in eine Gebetsrühmung wie diese:

DU
den kein menschenauge
zu erblicken vermag
der uns aber
von zuinnerst
von dorther sieht
wo wir sterbliche
uns selber
unsichtbar
und unbekannt sind

LITERATUR:

- Berkeley, George (2005), Eine Abhandlung über die Prinzipien der menschlichen Erkenntnis, 1709, übers. und hg. von Günter Gawlick und Lothar Kreimendahl, Stuttgart.
- Burrichter, Rita (2007), Mit Bildern der Kunst arbeiten, in: Ludwig Rendle (Hg.), Ganzheitliche Methoden im Religionsunterricht. Neuausgabe, München, 218-229.
- Handke, Peter / Hamm, Peter (2006), Es leben die Illusionen. Gespräche in Chaville und anderswo, Göttingen.
- Hoppe, Felicitas (2008), Man muss eben ein Sohn Gottes sein. Erinnerung an J. D. Salinger, in: Joachim Kalka (Hg.), Schreiben – Glauben. Miscellen zu Literatur und Religion, Göttingen, 19-23.
- Langenhorst, Georg / Bubmann, Peter (2007), „Und ist doch rund und schön“. Gottes(t)raum und Lebenskunst, in: Eckart Liebau und Jörg Zirfas (Hg.), Schönheit. Traum – Kunst – Bildung, Bielefeld, 61-81.
- Langenhorst, Georg (2009), „Sein ist Wahrgenommen-Werden“ (George Berkeley). Ein theologisch-literarischer Seitenblick auf Erlösung, in: *rhs* 52 (2009) 70-79.
- Marti, Kurt (2008), Du. Rühmungen, Stuttgart.
- Musil, Robert (1987), Der Mann ohne Eigenschaften. Roman, 1930-1943, Reinbek bei Hamburg.